Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 77 (1997)

Heft: 7-8

Artikel: Gedichte werden gebraucht : der Lyrikerin Hilde Domin zum 85. Geburtstag

Autor: Krättli, Anton

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-165760

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anton Krättli

Gedichte werden gebraucht

Der Lyrikerin Hilde Domin zum 85. Geburtstag

Im Zuge der 68er Bewegung wurde auch die Frage nach der gesellschaftlichen Funktion der Literatur gestellt; «politische Alphabetisierung» wurde als ihre vordringliche Aufgabe postuliert. Hilde Domin war auf dem Posten, griff das Thema auf, und ihr gelang eine Lektion, die damals so beherzigenswert war wie heute.

Ganz zu Beginn meiner Redaktionstätigkeit bei den «Schweizer Monatsheften» – das liegt mehr als drei Jahrzehnte zurück – veröffentlichten wir drei Gedichte der Lyrikerin *Hilde Domin,* über die eine kleingedruckte Notiz anmerkte, sie sei 1912 in Köln geboren, habe Jurisprudenz studiert, Soziologie und Staatswissenschaften in Heidelberg, Köln, Berlin, Rom und Florenz. Sie sei Dottoressa in Scienze Politiche und habe 1939 – da war sie schon aus Deutschland emigriert – als Sprachlehrerin in England gelebt. Von 1940 bis 1952 versah sie in der Dominikanischen Republik eine Stelle im Deutschen Lektorat der Universität von Sto. Domingo, wo ihr Mann als Professor wirkte. Wissenschaftliche und literarische Übersetzertätigkeit kam hinzu. Ihre ersten Gedichtbände erschienen nach der Rückkehr nach Europa: «Nur eine Rose als Stütze» (1959), «Rückkehr der Schiffe» (1962) und «Hier» (1964). Erwähnt wurde ausserdem, *Hilde Domin* sei Herausgeberin des Bandes «Doppelinterpretationen», in welchem Gedichte von dreissig zeitgenössischen Autoren je von diesen selbst und von einem Leser interpretiert werden. Das Buch wolle keine Anthologie sein, sondern ein Gespräch über lyrische Texte.

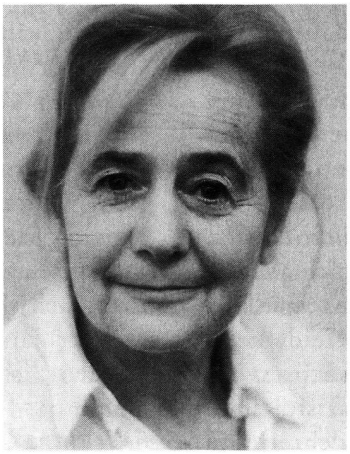
Soviel ich mich erinnere, hatte mein Vorgänger in der Redaktion den Kontakt mit *Hilde Domin* hergestellt und mir ihren Gedichtbeitrag als Pendenz hinterlassen. An mir lag es, die Verbindung weiter zu pflegen. Das Resultat war dann – im Oktoberheft 1968 – der Aufsatz «Das politische Gedicht und die Öffentlichkeit». Er entspricht einer Frühfassung des gleichnamigen Kapitels in der kommentierten Anthologie «Nachkrieg und Unfrieden. Gedichte als Index», die *Hilde Domin* 1970 bei Luchterhand herausgab. In ihr werden politische Gedichte aus den Jahren 1945 bis 1970 auf ihren Wirklichkeitsbezug untersucht. Wiederum stellt die Herausgeberin, wie schon im Beitrag für die Zeitschrift, diesmal unter Mitwirkung der beteiligten Autoren, Gedichte zur Diskussion. Hier wie dort lautet die Frage, ob das Gedicht, das in die Zeit eingreifen wolle, ein *«hölzernes Schwert»* sei *(Grass)* oder ob es wirklich vermöge, die Menschen *«aus den Wolken zu kippen»,* ihnen *«Verse auf die Haut zu brennen.»* Man erinnert sich: Während der 68er Bewegung war Kunst verpönt als eine Sache des Elfenbeinturms; Gesinnung, Protest, «Relevanz» von den Schriftstellern und besonders auch von den Lyrikern gefordert. *Hilde Domins* Beitrag zu diesem Thema, «Nachkrieg und Unfrieden», ist aktuell geblieben[1].

«Virulenz» vs. «Relevanz»

Der Aufsatz, der 1968 in den «Schweizer Monatsheften» erschien, liest sich wie ein knapper Entwurf dessen, was *Hilde Domin* kurz darauf in ihren Essays und Anthologien ausgeführt hat. Der Bezug zur Zeit ist unverkennbar. Sie nimmt dezidiert Stellung zu aktuellen Ereignissen und ganz entschieden auch zu Literatur-Manifestationen der 68er-Bewegung, die sie in Heidelberg hautnah erlebte, wo ihr Mann nun einen Lehrstuhl innehatte. Auch für sie besteht eine ethische Legitimation des politischen Gedichts; aber sie weiss zu differenzieren. Darum wendet sie sich – gegen das Pseudo-Alibi derer, die aus ihrem Protest gegen den Vietnamkrieg nichts weiter als ein Happening machen. Sie ist skeptischer als *Brecht* (Lyrik soll die Wirklichkeit verändern) und zuversichtlicher als *Benn* (Lyrik, Kunst, ist folgenlos). Worin jedoch die Wirkung und damit der Gebrauchswert eines Gedichts besteht, unterzieht sie kritischer Prüfung. Sie fragt: *«Handelt es sich wenigstens um ein Höherlegen der Schwelle der Manipulierbarkeit?»* Denn Gedichte sind für sie Texte, die sowohl bei dem, der sie schreibt, wie bei dem, der sie liest, hohe Identität mit sich selbst, wenigstens für Augenblicke, auslösen. Er befreit sich im Schreiben und im Lesen von dem, was ihn daran hindert, er selbst zu sein. Diese Wirkung des Gedichts ist wichtig, und sie kommt unter Bedingungen zustande, die allein der Kunstraum erzeugt. *Hilde Domin* hält auch daran fest: *«Das politische Gedicht, wie jedes Gedicht, ist so virulent, wie es als ‹Gedicht› virulent ist.»* Mit andern Worten: Mit der «richtigen» Gesinnung allein ist es nicht getan; es

muss etwas hinzukommen, was hier «Virulenz» genannt wird, vielleicht, weil man damals mit der Forderung nach «literarischer Qualität» ausgelacht worden wäre.

Der Beitrag der Lyrikerin *Hilde Domin* war mir damals nicht nur darum willkommen, weil er kompetent und klar formulierte, was sie zu sagen hatte. Er war auch ein Beispiel dafür, wie in einer Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur, die einmal im Monat erschien, Aktualität aufgegriffen, Politik und Kultur zueinander in Beziehung gebracht und auf intellektueller Ebene diskutiert werden konnten, ohne dass man gezwungen war, die *News* des Tages ins Spiel zu bringen. Die waren vorauszusetzen, ihre Verbreitung oblag der Tagespresse und den elektronischen Medien. Und ein Drittes, für mich besonders wichtig, verdanke ich dem Beitrag der Lyrikerin: Sie bestärkte mich in meiner Auffassung, dass literarische Gegenwart ein Gespräch, ein Austausch von Meinungen und Urteilen sein musste, ein Prozess, in welchem der Kritiker eine nicht wegzudenkende Funktion wahrzunehmen hat. Er ist, als ein qualifizierter Leser, an der Meinungsbildung beteiligt. Er riskiert ein Urteil und setzt es seinerseits der Diskussion aus. Es geht hier um die Entscheidung darüber, ob jene «Qualität» vorliege, die das Gedicht weiterträgt. *Hilde Domin* spricht da, wo es um *«die Kunst der Reaktion auf Kunst»* als eine Art geschulter Reizbarkeit geht, von *«Kriterium»,* von der Fähigkeit ganz einfach, *«qui permet de distinguer le vrai du faux, de juger et d'estimer»* (wie im Larousse von 1960 «Kriterium» definiert wird). Das sei nämlich, fügt sie hinzu, *«etwas ganz und gar Sokratisches».* Damals – und selbst heute noch – darauf zu bestehen, dass da eine Art von platonischer Idee in allen Umbrüchen und über Epochen hinweg die kritische Diskussion von Kunst bestimme, brauchte Mut. Der Essay-Band «Wozu Lyrik heute?», in welchem sich diese Ausführungen finden, erschien 1968, eine aus Aufsätzen und Vorträgen komponierte Stellungnahme zu der Frage nach dem Sinn und der Funktion von Dichtung. *Hilde Domin* sieht im Gedicht einen Gegenstand, dessen Tauglichkeit sich zu bewähren hat. Insofern stimmt sie mit den damals gängigen Auffassungen durchaus überein; aber sie fragt genauer und radikaler, wozu denn das Gedicht «gebraucht» werde. Sicher nicht zu einer Art rhythmischer Indoktrination oder zur Meinungsmanipulation! Lyrik wendet sich an den Einzelnen, und ihre Wirkung vollzieht sich im Individuum, niemals in der Masse. Nicht die flatternde Fahne und das Signal, die das Kollektiv in Bewegung und alsbald in einen Rausch versetzen, sondern die nüchterne, ja skeptische Aussage, die auf Erfahrung beruht und sie nachvollziehbar macht, ist ihr Element: *«Die schwersten Wege / werden alleine gegangen, / die Enttäuschung, der Verlust, / das Opfer, / sind einsam.»*



Hilde Domin.
© Piper, München.

Die lyrischen Texte der *Hilde Domin* zeichnen sich durch Klarheit und Einfachheit aus. Sie verweigern sich jedem Anflug von wolkiger, verschwommener oder berauschender Stimmung. Sie nennen die Dinge nüchtern, oft in überraschender Direktheit, beim Namen. Was vielen geschehen war, die von einem Tag auf den andern vertrieben, staatenlos und ohne Hoffnung auf Rückkehr in eine Heimat waren, ist darin festgehalten, in eher kargen Bildern, in lakonischer Sprache und schmucklos. «Mit leichtem Gepäck» ist ein Gedicht überschrieben, das den Leser oder Hörer davor warnt, sich zu gewöhnen: *«Sag dem Schosshund Gegenstand ab / der dich anwedelt / aus den Schaufenstern. / Er irrt. Du / riechst nicht nach Bleiben.»* Das Schicksal von Millionen, von dem man wusste, wird hier konkret erfahrbar, auch in den knappen Aussagen, aus denen das erste jener drei Gedichte besteht, die 1966 in den «Schweizer Monatsheften» standen: *Die Sehnsucht / lässt die Erde durch die Finger rieseln / alle Erde dieser Erde / Boden suchend / für die Pflanze Mensch.*

Leidenschaft des Lesers

In der Reihe bedeutender Lyrikerinnen nach *Nelly Sachs,* der sie zum 75. Geburtstag mit einem «Offenen Brief» huldigte, nimmt *Hilde Domin* ihren gesicherten Platz ein. Dennoch scheint es fast so, als liege ihre Bedeutung mehr noch darin, dass sie in ihren theoretischen Schriften dem Ruf nach «gesellschaftlicher Relevanz» von Dichtung einen tiefer begründeten Sinn gab als die Zauberlehrlinge *Marcuses.* Sie nahm das Schlagwort vom Warencharakter der Literatur ernst. Sie nannte das Gedicht jedoch einen Gebrauchsgegenstand und führte in ihren Essays und Vorträgen aus, wie das zu verstehen sei. Sie beschrieb das Kunstwerk als einen Partner, und sie ging seinen Weg zum Gebraucher mit. Entschieden wandte sie sich dagegen, das lyrische Kunstwerk zum blossen *«Katalysator eines Zugehörigkeitsritus»* zu erklären. Da Kunst niemals *«wissbar»,* sondern leidenschaftlich der Sache zugeneigten Lesern *«erkennbar»* sei, fordere Sachlichkeit in Fragen der Kunst den Einsatz des Menschen für das, was ihm von Fall zu Fall erkennbar – nicht beweisbar – werde.

Die Leidenschaft für die Sache Literatur verbiete es, das Gedicht als Transportmittel für Aufrufe und Agitation zu missbrauchen. *Hilde Domin* beschreibt die literarische Meinungsbildung, das Risiko des Urteils und die Gefahren des blossen Betriebs. Es finden sich in ihren Ausführungen Sätze, die in die Charta einer ernst zu nehmenden Literaturkritik gehören, zum Beispiel: *«Die sich verkapselnde – sozusagen unisolierte – Isolierung des Künstlers mit seinem Werk, des Kritikers und Gelehrten mit den Werken aller Zeiten, darin inbegriffen die gegenwärtigen und letzten, also die Leidenschaft für die Sache, die nicht schielen würde nach den Belohnungen für Anpassung, noch nach den ‹Strafen› für Abweichung, ergibt, heute wie immer, die Voraussetzung für ein sachgerechtes Urteil.»* Sie legt besonderen Wert auf die unmittelbare und individuelle, durch keinerlei Voreingenommenheiten gestörte Begegnung zwischen dem Gedicht und seinem Leser. Ob sich ein Werk bewähre, ob es brauchbar und damit lebensfähig sei, entscheidet sich nicht in voreiligen Übereinkünften, sondern in einem Prozess, der mehr als eine Generation bewegen kann. Mich nahm damals für die Autorin ein, mit welcher Selbstverständlichkeit sie den Dichter und den von «Leidenschaft für die Sache» ergriffenen kritischen Leser als gleichberechtigte Partner anerkannte. Das geschah zu einer Zeit, da vom Tod der Literatur und ihrer Kritik die Rede war, da vom Autor «Solidarität, nicht Individualismus» gefordert und er zum «Dolmetscher der Massen» erklärt wurde. Was damals von Wortführern der revoltierenden Jugend und einigen arrivierten Literaten, die den Anschluss nicht verfehlen wollten, formuliert und verbreitet wurde, konnte einem nicht mehr ganz jungen Zeitgenossen, der ähnliche Instrumentalisierungen der Literatur schon einmal erlebt hatte, einen wahren Schrecken einjagen. Aber da gab es *Günter Eich* mit der «subversiven Ästhetik» seiner «Maulwürfe», und da gab es *Hilde Domin*, die über Lyrik und Gesellschaft, über literarische Meinungsbildung und die Dialektik von Urteil und Vor-Urteil kluge und begründete Sätze schrieb und uns zum Werten und Gebrauchen von Kunst anleitete und zugleich ermunterte. *«Das gute Gedicht gehört seinem Leser, jedem einzelnen Leser, gleichgültig wann und wo er liest oder lesen wird. Es erneuert sich mit jedem Leser, wird das Gedicht sehr verschiedener Leser sein, wenn auch nicht alle das gleiche lesen werden: sondern jeder nur die feinste Nuance, die es zu ‹seinem› Gedicht macht.»* Damals standen auch ihre eigenen Gedichte – wie sie es vom neuen Kunstwerk schreibt – *«zitternd und nackt und noch ohne Sicherheit da, ob sie erkannt und ausgewählt werden und das ‹Visum› bekommen, die Zustimmung, den Druck, die Ausstellung, die Aufführung, das nächste Visum, den Geleitbrief zu den Gebrauchern der nächsten Stufe.»*

> *Lyrik wendet sich an den Einzelnen, und ihre Wirkung vollzieht sich im Individuum, niemals in der Masse.*

Ob es diese Gebraucher der nächsten Stufe geben werde, ist nicht sicher. Das kulturelle Bewusstsein scheint sich in immer rascher wechselnden Dekorationen zu gefallen. Jedes gelungene Gedicht ist neu, das versteht sich. Aber das Karussell der Schreibarten und Stile dreht sich mit rasender Geschwindigkeit, die Medien hungern nach Neuheiten, die Ruhe, die wir brauchen, um das Neue gewissenhaft zu prüfen, ist verloren. Schon 1935 schrieb *Paul Valéry*, die Künste hielten mit dem Hasten nicht mehr Schritt und unsere Ideale dauerten gerade noch zehn Jahre. Doch die Basis jeder Kultur besteht aus den Menschen, die sich die Zeit dazu nehmen, weil sie das Kunstwerk, weil sie die Dichtung brauchen. ✦

[1] Das Buch erschien 1995 in einer Neuausgabe als Fischer-Taschenbuch, nunmehr erweitert um Gedichtbeispiele bis 1995.

Anton Krättli, geboren 1922, studierte und promovierte in Zürich, war Feuilletonredaktor in Winterthur und von 1965 bis 1993 Kulturredaktor der «Schweizer Monatshefte». Als Literatur- und Theaterkritiker ausserdem tätig für die «Neue Zürcher Zeitung», für Radio DRS 2 und die «Aargauer Zeitung». Zudem Mitarbeiter des «Kritischen Lexikons zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur». Veröffentlichte 1982 unter dem Titel «Zeit Schrift» eine dreibändige Auswahl von Theaterbriefen und Aufsätzen zur Literatur und zur Kulturpolitik. 1996 erschien der vierteilige Essay «Wortverliebt und unbesonnen. Annäherungen an Clemens Brentano». Er gab unbekannte Briefe Brentanos an H. R. Sauerländer heraus, ausserdem einen Band über Adam H. Müller in der Reihe «Klassiker der Kritik». 1976 Ehrengabe des Kantons Zürich, 1994 Aargauer Literaturpreis.